

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 47

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Spätherbst.

Das Tal erbebt im Nebelschleier
Der Berg erglüht im Sonnenschein
Und es erscheint zur Abendfeier
Im Purpurwams der Buchenhain.
Ein kalter Hauch zieht durch die Weiden,
Die Raben krächzen um den Teich.
Das ist die rechte Zeit zum Scheiden,
Ein Spätherbsttag so schön und bleich.

In Farben sprüht noch Lenzesregen,
Die Schönheit weicht noch Zeit und Raum.
Doch schon rauscht es auf öden Wegen
Und Blatt um Blatt fällt von dem Baum.
Ein Vöglein singt noch in den Zweigen
Und dieses auch verstummt wohl bald,
Dann herrscht nur noch das Grabeschweigen
Und eine Waise ist der Wald.

Jetzt kommt die Nacht zum Talesgrunde,
Und steigt sie dort zum Bergesjoch,
So bleibt von Glanz und Licht zur Stunde
Nur die Erinnerung uns noch.
Ein kalter Hauch zieht durch die Weiden,
Die Raben krächzen um den Teich
Das ist die rechte Zeit zum Scheiden,
Ein Spätherbsttag, so schön und bleich!

Rudolph Heberly.



Schweizerisch Rheinfelden am Rhein, von der Nordseite her gesehen.

Alle Schuld rächt sich.

Roman von Ewald August König.

6

(Nachdruck verboten.)

„Na, das ist brav von Dir, Kurt, erwiderte Simon Riese, ihm die Hand reichend; „ich mache mir zwar nichts daraus, wenn die alten Freunde mir lieber den Rücken, als das Gesicht zeigen; aber weißt Du, weh tut es doch. Es kann eben nicht jeder Justizminister werden, und im Examen ist schon mancher durchgefallen, der trotzdem später ein tüchtiger Kerl wurde.“

„Ich hab's gehört,“ nickte Kurt, „es geht Dir nicht zum besten. Ich komme auch selten in die Stadt, aber wenn ich Deine Wohnung gewußt hätte, würde ich Dich aufgesucht haben. An Dich, das bemooste Haupt, habe ich später nach den Universitätsjahren noch oft gedacht; da freut mich das Wiedersehen doppelt! Trinkst Du eine Flasche Wein mit mir?“

„Den alten Durst hab ich noch immer,“ erwiderte der Doktor, in dessen Augen ein feuchter Schimmer lag; „Wein oder Bier, mir ist alles einerlei, wenn der Labetrunk selbst nur gut ist.“

„Dafür laß mich sorgen; ich habe zwar nicht lange Zeit, aber eine Stunde kann ich Dir noch widmen, und in einer Stunde plaudert man viel.“

„Mitunter mehr, als man verantworten kann. Nur kein Blech, Kurt! Nichts von vergangenen Tagen — sie liegen hinter uns; die Erinnerungen mögen ruhen, bis wir alt und stumpf geworden sind. Und auch nichts von mir,“ fuhr der Doktor fort, während sie mit raschen Schritten weiter wanderten; „es ist mir zu langweilig, Dir alles zu berichten, und ich müßte mich dessen auch schämen. Bricht jetzt nicht den Stab über mich, warte es ab; ich habe heute einen neuen Adam angezogen — Du sollst mich schon bald besser kennen lernen.“

„Verstehe ich Dich recht, so gedenkst Du, Dein Examen noch einmal zu machen?“ sagte der Baron.

„Und wenn ich das ernstlich will, werde ich es auch können,“ nickte Simon Riese zuversichtlich. „Schwer wird es freilich werden, aber ich fühle jetzt eine Armee in meiner Faust. Wohin führst Du mich?“

„Kennst Du die Goldene Traube?“

„Nein, es scheint, daß Du hier mehr Lokalkennntnis besitzt, als ich.“

„Graf Hochheim hat mich einmal hingeführt — der Wein ist dort ausgezeichnet, das Lokal kühl und wenig besucht.“

„Das genügt; ich hoffe nur, daß wir nicht mehr weit zu gehen haben.“

„Wir sind gleich zur Stelle.“

„In der Tat hatten sie nach wenigen Minuten die Schänke erreicht. Es war dasselbe Weinhaus, in dem sich die Spielhölle befand. Nur ein Gast saß in der Schänktube: Pierre Ferrand. Der Doktor erinnerte sich augenblicklich seiner Begegnung mit ihm, aber auch jetzt nahm der Brasilianer keine Notiz von ihm; er ließ den Blick nur einige Sekunden lang prüfend auf dem Baron ruhen, der eine Flasche Rüdeshheimer bestellte und mit dem Freunde an einem kleinen Tische Platz nahm.“

„Und Dir geht es gut?“ fragte Simon Riese, während er in das Zigarettenetui des Freundes hineingriff. „Was führt Dich hierher?“

„Ich klage nicht,“ erwiderte der Baron. „Augenblicklich, und zwar seit einem halben Jahre bin ich Verwalter auf den Gütern des Grafen von Hochheim, der eine Stunde von hier entfernt wohnt.“

„Du hast doch selbst ein Gut?“

„So glaubte ich damals, aber es war nichts damit. Als mein Vater starb, stellte es sich heraus, daß das Gut stark verschuldet war. Ich konnte es nicht halten, mochte auch nicht meine ganze Kraft einer verlorenen Sache opfern. Da habe ich mich dann mit den Gläubigern abgesunden, das Gut verkauft und eine kleine Summe für mich gerettet. Ein Jahr später starb mein Onkel, der mir auch eine nicht unbedeutende Summe hinterließ. Nun will ich noch lernen, praktisch mich einüben und dann irgend ein kleines Gut kaufen.“

„Du Glücklicher!“ seufzte der Doktor, während er das Glas erhob und die funkelnde Farbe des Weins betrachtete. „Dir kann es nicht fehlen, Deine Zukunft ist gesichert. Aber weshalb anderen dienen, wenn man selbst herrschen kann?“

„Ich an Deiner Stelle hätte mir längst das Gut gekauft und den eigenen Herd gegründet!“

Kurt von Erlenthal stieß mit dem Freunde an, und nachdem die Gläser geleert waren, neigte er sich über den Tisch zu ihm hinüber. „Ich kann nicht fort von hier,“ flüsterte er. „Ich möchte Dich in mein Geheimnis einweihen, vielleicht kannst Du mir einen guten Rat geben; zudem habe ich auch keinen andern Freund hier, und auf Deine Verschwiegenheit darf ich wohl vertrauen?“

Der Doktor antwortete nicht gleich, denn Pierre Ferrand hatte sich erhoben; er verließ das Gastzimmer und warf im Vorbeigehen einen langen forschenden Blick auf den Baron. „Kennst Du den Herrn?“ fragte Riese.

Kurt schüttelte das Haupt.

„Möglich, daß ich ihm schon einmal begegnet bin,“ sagte er, „ich weiß aber nicht zu erinnern, wo und wann es geschehen wäre.“

„Wenn es schon geschehen wäre, würdest Du Dich sicher erinnern; solche Physiognomien vergißt man nicht. Und nun heraus mit der Sprache, altes Haus! Natürlich darfst Du auf meine Verschwiegenheit und auf meine Freundschaft rechnen, also sei ganz offen.“

„Kennst Du den Kaufmann Kreuzberg?“

„Er hat zwei hübsche Töchter und einen leichtsinnigen Sohn!“

„Ich kenne nur eines seiner Kinder, die älteste Tochter.“

„Ah, und für diese glüht Dein Herz?“

„So ist es,“ erwiderte Kurt. „Ein glücklicher Zufall führte mich im Frühling mit ihr zusammen, ich traf sie allein im gräßlichen Walde. Sie hatte mit anderen eine Landpartie gemacht und war — ich weiß nicht, wie — von der übrigen Gesellschaft getrennt worden. Sie kannte die Wege nicht — ich begegnete ihr, sie mußte sich wohl an mich wenden, und ich führte sie auf einem weiten Umwege zur Gesellschaft zurück. Ihr schönes Bild schwebt mir seitdem beständig vor Augen. Nur einmal noch habe ich sie wieder gesehen, flüchtig und ohne mit ihr sprechen zu können; vergeblich zerbreche ich mir den Kopf darüber, wie ich eine Unterredung mit ihr ermöglichen kann.“

Der Doktor dachte bereits an Martin, welcher die Vermittlung übernehmen konnte, da er ja täglich in das Haus Kreuzbergs kam. „Dafür wäre Rat zu schaffen, wenn die junge Dame mit Deinem Wunsch einverstanden ist,“ sagte er. „Darfst Du die Hoffnung hegen, daß sie noch an Dich denkt?“

„Ja, das darf ich.“

„hm, ein großes Wort gelassen ausgesprochen! Indes — der Versuch kann immerhin gemacht werden. Der Barontitel ist einem jungen Mädchen auch nicht gleichgültig —“

„Ich glaube nicht, daß Erna Kreuzberg darauf besonderen Wert legt!“ unterbrach ihn Kurt rasch.

„Alter Freund, lehre mich die Frauen nicht kennen! Du mußt der Dame einige Zeilen schreiben und um eine Unterredung bitten; gib mir das Billet — ich will dafür sorgen, daß es sicher in ihre Hände gelangt.“

In den dunklen Augen des Barons leuchtete es freudig auf. „Gut, ich nehme Dein Anerbieten mit Dank an und schreibe die Zeilen sofort,“ sagte der Baron entschlossen. „Was man heute tun kann, soll man nicht auf morgen verschieben.“

„Also werde ich den Wirt suchen und Schreibmaterialien fordern; denke Du unterdessen darüber nach, was Du schreiben willst.“

Mit diesen Worten stand Simon Riese auf und ging hinaus. Er blickte sich um: weder der Wirt noch ein anderer dienstbarer Geist war zu sehen. In dem Glauben, vor der Wohnstube des Wirtes zu stehen, öffnete er eine Tür — sein Blick fiel auf den Brasilianer, der an dem grün überzogenen Tisch saß und Spielkarten vor sich liegen hatte.

Pierre Ferrand fuhr sichtbar bestürzt von seinem Sitze empor. „Unverschämter! Was suchen Sie hier?“ rief er.

„Na, na, Sie dürfen immerhin ein wenig höflicher sein,“ erwiderte der Doktor, ihn fest anblickend. „Ich meinte hier den Wirt zu finden. Wenn Sie nicht gestört sein wollen, dann schließen Sie in Zukunft die Tür!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er sich zurück; er hatte genug gesehen, um zu wissen, welchem Zwecke jenes Zimmer diente.

„Sieh' da, sieh' da, Timotheus!“ murmelte er, mit der Hand durch seinen struppigen Bart fahrend. „Dieser feine Herr scheint ein Industriemitter vom reinsten Wasser zu sein. Da nenne ich einen glücklichen Zufall! Ich werde ihn heimlich

beobachten, um den biedereren Bäckermeister vor Schaden zu bewahren; dadurch lege ich einen gewaltigen Stein ins Brett."

Der Wirt trat in diesem Augenblick aus seinem Wohnzimmer heraus — er warf einen mißtrauischen Blick auf den Doktor. Das Mißtrauen schwand wieder, als dieser mit der größten Unbefangenheit seinen Wunsch aussprach. Die Schreibmaterialien und eine zweite Flasche Wein wurden gebracht, und der Wirt entfernte sich wieder.

"Wir sind hier in einer Spielhölle," flüsterte der Doktor. "Der Herr, der vorhin hier war, scheint der Matador der Bande zu sein; ich sah ihn vorhin in einem andern Zimmer am grünen Tisch."

Kurt blickte überrascht auf. "Sollte deshalb Graf Hochheim dieses Haus besuchen?" fragte er.

"Wohl möglich; vornehme Herren haben noble Passionen."

"Ich müßte ihn warnen —"

"Nicht doch; laß die Hände davon, es ist ein undankbares Geschäft. Was geht es Dich an, ob Dein Graf seine Ernte am grünen Tisch vergeudet? Es ist ja nicht Dein Geld, was er verspielt. Na, nun schreibe das Billet!"

Der Baron war bald damit fertig.

"Es ist nur eine schüchterne Bitte um eine Unterredung," sagte er, als er dem Freunde das an Erna Kreuzberg adressierte Billet überreichte. "Ort und Zeit soll das Fräulein bestimmen und Dir muß ich es nun überlassen, die Beförderung der Antwort an mich zu vermitteln. Ich kann erst in einigen Tagen wieder in die Stadt kommen; die Ernte hat begonnen, und da muß ein guter Verwalter auf seinem Posten bleiben. Ist Dir der Weg nicht zu weit, so besuche mich draußen; der herzlichsten Aufnahme darfst Du Dich versichert halten. Was von Flüssigkeiten Dein Herz nur begehren mag, das findest Du bei mir, und an einem guten Imbiß fehlt es auch nicht."

"Schön; wenn ich die Antwort habe; komme ich," nickte der Doktor. "Zwar bin ich augenblicklich sehr beschäftigt, aber für einen guten Freund habe ich immer einige Stunden übrig."

"Wo wohnst Du, wenn ich Dich besuchen will?"

"Rosengasse Nr. 13; aber es lohnt sich der Mühe nicht, die Treppen zu mir hinauf zu klettern, denn anbieten kann ich Dir nichts."

Kurt von Erlenthal füllte noch einmal die Gläser und stieß mit dem Freunde an. Nachdem er ausgetrunken, zog er die Handschuhe an und nahm die Reitgerte vom Tisch.

"Verliere auch Du den Mut nicht," sagte er, indem er sich erhob; "wenn wir wieder beisammen sitzen, sollst Du mir von Dir erzählen. Ich muß nun fort, aber Du bleibst wohl noch hier?"

"Wenn Du erlaubst, ja; die Flasche ist noch nicht leer und der Wein zu köstlich, als daß ich ihn stehen lassen könnte."

"Der alte Kneipbruder kommt immer noch zum Vorschein," lachte Kurt und drückte dem Freunde die Hand. "Leb wohl! Auf baldiges und hoffentlich fröhliches Wiedersehen!"

Simon Riese nickte und sandte dem rasch hinausgehenden Freunde einen dankbaren Blick nach, dann füllte er das Glas wieder, um mit Behagen den lieblich duftenden Wein zu schlürfen.

6. „Alte Tadel!“

Als der Doktor die Flasche geleert hatte, war er zu dem Entschluß gekommen, den Schreiber des Maklers noch an diesem Abend zu besuchen. Er kannte den alten Mann sehr genau, der im Nachbarhause ebenfalls unter dem Dache wohnte; sie waren Zimmernachbarn — nur eine dünne Wand schied die beiden Wohnungen voneinander. Er kannte auch die Schwächen Knieburgs, die zu benutzen in seinem Interesse lag; er kaufte untermwegs eine Flasche Brantwein, ein kleines Brod und ein Stück Wurst und steckte alles in seine Taschen. So beladen, stieg er die steilen Treppen zur Dachstube des Schreibers hinauf und fand den alten Mann zu Hause. Fritz Knieburg stand mit der Tabakdose in der Hand am offenen Dachfenster und blickte mit grollender Miene zum Himmel hinauf, an dem hier und da schon ein Stern schimmerte.

"Na, altes Haus, immer noch fidel?" fragte der Doktor scherzend.

Der Schreiber fuhr zusammen und wandte sich um. Sein düstere Miene heiterte sich auf, als Simon Riese den Inhalt seiner Taschen auf dem alten, wurmfressigen Tische

ausbreitete. "Fidel?" erwiderte er mit gepreßter Stimme. "In meinem Wörterbuch steht das Wort nicht mehr."

"Pah, man darf den Kopf nicht hängen lassen. Kann mir wohl denken, daß Sie als Packesel selten eine vergnügte Stunde haben; aber weshalb schütteln Sie die Last nicht ab? Sie können immer noch eine andere Stelle finden."

"Bei wem?" fragte Knieburg rasch.

"Wenn ich ein Advokat wäre und ein Bureau hätte —"

"Dann würden Sie sich noch lange besinnen, ob Sie mir Vertrauen schenken dürften," unterbrach ihn der alte Mann bitter. "Wenn man selbst nichts hat, ist man gern großmütig; aber mit dem Besitz stellt sich auch das Mißtrauen ein. Sie kennen ja meine Vergangenheit. Ich habe einmal einen dummen Streich gemacht — aus Not und Hunger — seitdem bin ich die Not und den Hunger nicht mehr los geworden. Ich habe meine Arbeitskraft ausbezogen. — Niemand wollte sie haben. Habakuk Streicher erbarmte sich endlich meiner — ich esse an seinem Tisch, er gibt mir außerdem so viel, daß ich hier die Miete zahlen und mich notdürftig kleiden kann. Was darf ich mehr verlangen?"

"Steine klopfen wäre einträglicher," knurrte Simon Riese, während er in allen Ecken des fahlen Zimmers nach einem Glase suchte.

"Mag sein," fuhr Knieburg fort, "aber der Steinklopfer hat nicht das ganze Jahr hindurch Arbeit."

"Haben Sie denn kein Gefäß, aus dem man trinken kann?"

Der Schreiber schlurfte mit müden Schritten durch das Zimmer und öffnete ein Schränkchen, das an der Wand hing; er holte eine alte, halb zerbrochene Tasse heraus und stellte sie auf den Tisch. "Wie kommen Sie dazu, mir das mitzubringen?" fragte er, mit dem knochigen Finger auf die Flasche deutend.

"Ist es Ihnen nicht angenehm?" erwiderte der Doktor.

"Ich würde lügen, wenn ich die Frage verneinen wollte. Ist es nicht seltsam, daß arme Leute immer Hunger und Durst haben?" fuhr er fort, während er mit zitternder Hand nach der Tasse griff. "Wenn ich gesättigt vom Tisch aufstehe, könnte ich mich sofort wieder an einen andern Tisch setzen: so recht von Herzen satt bin ich seit langer Zeit nicht mehr gewesen."

"Mir ergeht es mit dem Durste ebenso," erwiderte der Doktor scherzend. "Und Habakuk Streicher ist in unserem Bunde der Dritte, alter Freund; auch er kann seinen Gold-durst nicht stillen."

"Je mehr er hat, je mehr erwill," nickte der alte Mann, der sich an den Tisch gesetzt hatte und nun Brod und Wurst mit Heißhunger verschlang. "Aber es ist noch nicht aller Tage Abend; ich warte meine Zeit ab, und es könnte eine Stunde kommen —"

Er brach erschreckt ab, als er aufschauend den starren Blick des Doktors voll Erwartung auf sich geheftet sah.

"Was habe ich gesagt?" fragte er. "Achten Sie nicht auf mich — ich schwache manchmal dummes Zeug; auch der Wurm krümmt sich ja, wenn er getreten wird!"

"Und an Fußtritten wird es Ihnen nicht fehlen," erwiderte Simon Riese. "Sie sind an jenen Mann gekettet und deshalb sein willenloser Sklave. Ermannen Sie sich, zerbrehen Sie die Ketten!"

"Glauben Sie, das sei so leicht?" spottete Knieburg. "Ich bin alt, aber ich kann noch lange leben, und im Armenhause möchte ich meine letzten Jahre nicht verbringen."

"Davor will ich Sie bewahren."

"Sie? Pah, Sie haben selbst nichts!"

"Aber ich habe Freunde —"

"Die nicht einmal Sie vor Not und Sorgen schützen; was also würden diese Freunde für mich tun? Nein, Herr Doktor, auf solche Hoffnungen und Versprechungen gebe ich nichts, da bleibe ich lieber der Sklave, der ich bin!"

"Auch dann, wenn Ihr Herr Ihnen Handlungen befielt, die Ihr Gewissen schwer belasten?"

Der alte Mann setzte die Tasse an den Mund und blickte über den Rand derselben hinüber den Doktor spöttisch an.

"Was gehen die Handlungen, die er mir befiehlt, mein Gewissen an?" erwiderte er. "Die Verantwortung für seine Befehle muß er selbst übernehmen; ich bin nur das Werkzeug, das sie ausführt."

"In manchen Fällen, ja; es gibt aber auch Fälle, in denen das Werkzeug vor dem Befehle ebenfalls verantwortlich ist."

„Welche Fälle waren das?“

„Nehmen wir einmal an, Habakuk Streicher befehle Ihnen, die Handschrift eines andern zu fälschen und in dieser Handschrift wichtige Dokumente auszufertigen.“

„Das kann nicht vor- kommen!“

„Weshalb nicht?“

„Weil Herr Streicher sich mit solchen Geschich- ten nicht befaßt! Er weiß sehr genau, welcher Gefahr er sich dadurch aussetzen würde.“

„Hm, anonyme Briefe zum Beispiel können unter Umständen auch zu den wichtigen Doku- menten gerechnet wer- den,“ sagte der Doktor, den alten Schreiber fest anblickend.

Knickeburg, der eben mit der Vertilgung des letzten Bissens beschäftigt war, schüttelte das kahle Haupt. „Ich verstehe das nicht,“ sagte er. „Mir scheint, als ob Sie mich aushorchen wollen; aber ich wüßte nicht, was ich Ihnen verraten könnte.“

„Sie sagten vorhin, Sie wollten Ihre Zeit abwarten!“

„Und ich sage Ihnen noch einmal: achten Sie nicht auf mein Geschwätz, denn ich kann nicht alles verantworten, was ich plaudere.“

„So danken Sie mir also für meine Freundschaft?“ fragte Simon Riese vorwurfsvoll.

„Vielleicht bin ich unter allen Menschen der einzige, der es treu und ehrlich mit Ihnen meint, und gerade meine Hand stoßen Sie zurück.“

Der Schrei- ber wischte die Klinge seines Taschenmessers am Rockfüt- ter ab und klappte es zu- sammen, dann nahm er geräusch- voll eine Pils- und ein langge- dehntes: „Ah-ah“ befundete seine augen- blickliche in- nere Zufrie- denheit; war doch der knurrende Magen wie- der einmal beschwichtigt



Ein Brunnen aus dem 16. Jahrhundert, mit dem Standbilde des Her- zogs Albrecht von Oesterreich in Rheinfelden.

„Was wollen Sie?“ er- widerte er. „Können Sie mir Ersatz bieten, wenn ich vor die Türe geworfen werde? Nein! Wie also dürfen Sie ver- langen, daß ich Ihnen Geheimnisse verraten soll, deren Enthüllung mich brodlos machen würde?“

„Beziehen diese Ge- heimnisse sich auf Martin Grimm?“ forschte der Doktor, der jetzt unge- duldig wurde.

„Ah, da hinaus wol- len Sie? Martin Grimm hat einen dummen Streich begangen, als er sich in die Tochter seines Todfeindes vergaffte; er darf von diesem Manne keine Schonung und kein Erbarmen erwarten.“

„Das weiß ich so gut, wie Sie. Wie aber stel- len Sie sich zu den bei- den Parteien? Halten Sie zu dem alten Man- ne, der, wohlgemerkt, in meinen Augen ein Ha- lunke ist, oder würden Sie im gegebenen Falle sich mit uns gegen ihn verbünden? Martin Grimm ist mein Freund, und wenn Sie ihn ken- nen, so werden Sie wis- sen —“

„Ich kenne ihn nicht und verlange auch nicht nach seiner Freundschaft,“ unterbrach ihn Knickeburg barsch. „Weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe. Wollen Sie Ihrem Freunde einen guten Rat geben, so sa- gen Sie ihm, er möge —“

„Das wäre der schlechteste Rat, den ich ihm geben könnte!“ fuhr Simon Riese ärgerlich fort. „Die beiden jungen Leu- ten —“

„Die beiden jungen Leu- ten würden ein glük- liches Paar werden, nur der Haß Streichers hindert sie daran.“

„Und die- ser Haß wird niemals ge- tilgt wer- den!“

„Nie?“

„Nein; er besteht, so lange Mar- tin Grimm lebt, und wird erst mit dem Tode Streichers erlöschen,“ sagte der alte Mann, das kahle Haupt



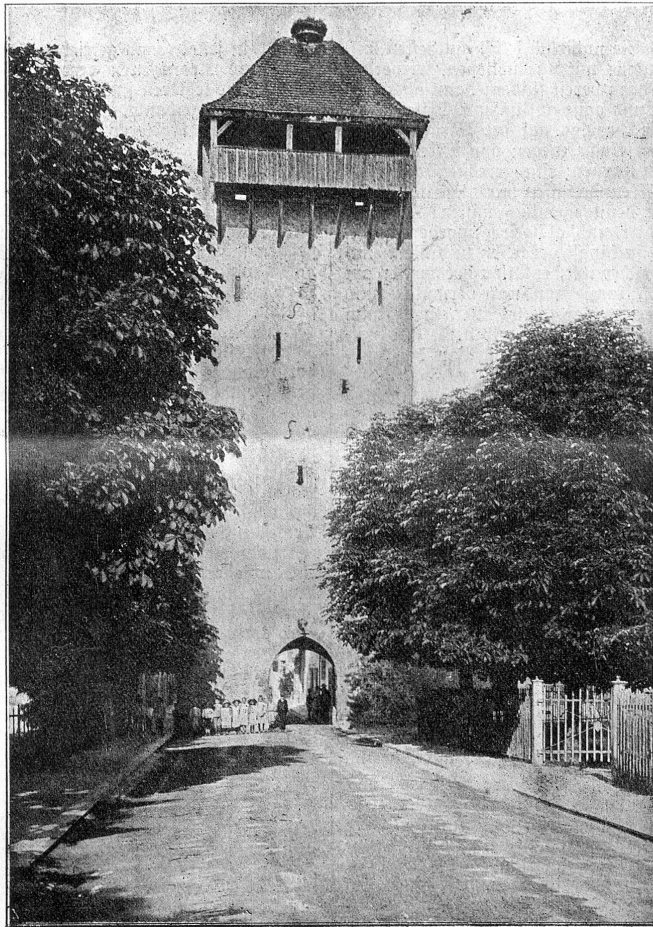
König Nivita von Montenegro beobachtet die Operationen seiner Truppen auf dem Kriegs- schauplatz.

auf den Arm stützend und gedankenvoll vor sich hinblickend. „Ich kenne die Ursachen dieses Hasses. Wenn ich über sie nachdenke und mich der alten Geschichten entsinne, dann steigen andere Gedanken in mir auf, die zu verraten ich nicht wage. Ich war damals noch nicht in dem Hause, kam erst viel später hinein; aber ich habe nachträglich manches gehört und gesehen, was — na, hören Sie schon wieder?“

Er war aus seinem Brüten aufgefahren, und ein Zornesblick traf aus seinen Augen den Doktor, der mit der Hand in dem struppigen Bart wühlte.

„Fahren Sie nur fort,“ erwiderte Simon Riese. „Was Sie auch sagen mögen, ich verrate nichts; Sie sollen durch mich keine Unannehmlichkeiten haben. Also Sie haben manches gehört und gesehen —“

„Scheren Sie sich zum Ruckuck — was geht das alles Sie an?“ rief der Schreiber, dem der Brammtwein in den Kopf gestiegen war. „Wenn man alt wird, dann wird man auch kindisch, und wer auf kindisches Geschwätz achtet, der ist selbst ein



Der Storchennest-Turm in Rheinfelden.

Narr.“

„Nur kaltes Blut!“ beruhigte ihn der Doktor, indem er seine Hand auf den dünnen Arm des alten Mannes legte und ihm fest ins Angesicht schaute. „So aus der Luft heraus greifen Sie das alles auch nicht, und es steckt mehr dahinter, als Sie verraten wollen. Ich kann und will Sie nicht zwingen, mir Ihre Geheimnisse zu offenbaren; aber ich sage Ihnen auch ganz offen, daß ich meinen Freund vor den Bosheiten Ihres Prinzipals schützen werde. Sie kennen jedenfalls die Geschichte mit den anonymen Briefen, Sie wissen vielleicht sehr genau, daß Martin Grimm sie nicht geschrieben hat; ich werde nicht ruhen, bis ich die

Wahrheit erforscht habe. Ich frage Sie ebenso offen, ob Sie mich daran hindern wollen?“

„Nein,“ erwiderte Kniefeburg ohne Zögern.

„Gut, Sie werden mich aber auch nicht in meinen Nachforschungen unterstützen?“

„Sicherlich nicht, denn ich würde gegen mein eigenes Interesse handeln.“

„Auf welcher Seite



Stutari, am gleichnamigen See, mit der alten Feste, die von den Montenegrinern belagert wird.

Ihr Interesse liegt, müssen Sie natürlich selbst am besten wissen. Wollen Sie das Bündnis mit mir schließen, so werden Sie mich jeden Augenblick dazu bereit finden; dann aber verlange ich auch, daß Sie voll und ganz auf unserer Seite stehen. Fürchten Sie nicht, daß Sie brodelnd auf der Straße stehen, wenn Sie unserer gerechten Sache wegen von Streicher auf die Straße hinausgeworfen werden; eine gerechte Sache muß immer siegen, und unsere Freunde lassen wir nicht im Stich."

"Ja, was wollen Sie denn eigentlich wissen?" fragte Kniebeurg, dessen Blick starr und gläsern geworden war. "Die alten Geschichten sind ja längst vergessen und die Heimlichkeiten, die Habakuf Streicher mit der Alten hat, wollen am Ende nichts bedeuten. Da kann man nur vermuten, und was sind Vermutungen wert? Gar nichts! Martin Grimm hat einen dummen Streich gemacht, und wir beide sind verpflichtet, die Folgen von ihm abzuwenden. Von den anonymen Briefen weiß ich gar nichts —"

"Sie selbst haben den Brief an den Prinzipal Martins geschrieben," unterbrach ihn der Doktor.

"Das leugne ich nicht, das ist aber auch alles, was ich weiß." Die Zunge des alten Mannes war schwer geworden und das kahle Haupt sank immer tiefer auf die Brust hinab.

Simon Riefe hatte sich erhoben. "Ueberlegen Sie sich die Vorschläge, die ich Ihnen gemacht habe," sagte er, ihm vertraulich auf die Schulter klopfend. "Ich komme morgen oder übermorgen noch einmal zu Ihnen, wenn Sie nicht vorziehen, mich zu besuchen; aber welchen Entschluß Sie auch fassen mögen, ich erwarte, daß Sie dem Makler unsere Unterredung nicht verraten werden."

Kniebeurg murmelte einige unverständliche Worte, und der Doktor stieg die Treppen hinab; ein Chaos von Gedanken wogte in seinem Haupte. Was hatte der Schreiber gemeint, als er die alten Geschichten erwähnte, die längst vergessen sein mußten? Die "Alte" konnte nur die Witwe Reinhard sein; welche Heimlichkeiten hatte Streicher mit ihr, und worauf gründeten sie sich?

Bisher hatte noch niemand an der Schuld des verurteilten Raubmörders gezweifelt; sollten jetzt, nach so vielen Jahren, diese Zweifel auftauchen? Kniebeurg mußte mehr wissen, als er verraten wollte; das unterlag keinem Zweifel. Was er im Branntweindübel ausgesprochen, das stützte sich nicht auf Vermutung allein; wichtige, schwerwiegende Entdeckungen mußten zu Grunde liegen. Auf der andern Seite bestand aber auch kein Zweifel, daß der Schreiber nicht den Mut besaß, die Ketten zu zerbrechen, die ihn an den Makler fesselten. Habakuf Streicher war ein schlauer Mann — er hatte sich vielleicht eine Waffe zu verschaffen gewußt, mit dem er seinen Sklaven vernichten konnte, wenn dieser sich gegen ihn empörte. Und wie leicht mochte ihm das geworden sein! Es gab unzählige Mittel, einen armen Schlucker in Versuchung zu führen und ihm Fallen zu stellen, und wehe ihm, wenn er nicht widerstanden hatte und hineingegangen war! Ein Mann wie Streicher kannte kein Erbarmen.

(Fortsetzung folgt.)

Hand in Hand.

Novellette von C. Gerhardt.

(Nachdruck verboten.)

Regungslos stand er an der Reeling des mächtigen Dampfers und schaute auf die grünen, mit weißem Gisch gefüllten Wogen, die mit lautem Getöse übereinander stürzten in wilder Umarmung.

Was sangen sie? Klang es nicht wie Heimkehr? Reinhard Sandeck lächelte schmerzlich. Wohl lag dort in der Ferne das teure deutsche Vaterland, doch die er geliebt, deckte das Grab.

Wie anders wäre seine Heimkehr, wenn seine Mutter ihn willkommen hieße! Seit dem frühen Tode seines Vaters war sie ihm alles gewesen, obwohl sie an der grausamen Krankheit, deren Keim sie sich in den Tropen geholt, dahinsiechte.

Die Dual, die sie erlitten, gegen die alle ärztliche Kunst machtlos blieb, hatte ihn nach ihrem Ende aus seiner jungen

Praxis in jenes Land getrieben, das trotz seiner Schönheit so furchtbare Krankheiten erzeugte. Mit anderen Forschern hatte er die letzteren studiert und endlich ein Mittel gefunden, das, früh angewandt, dem Leiden Einhalt gebot! Ein gereifter Mann, kehrte er damit nach Deutschland zurück.

Er sah sie schon kommen, die Glenden, denen er Arzt, Freund und Helfer werden würde! Befriedigung würde er finden und vielleicht auch beseligendes Glück.

Edelgard! Wie schön war sie und wie herrlich ihre Seele. Er hätte vor ihr niederknien mögen, als sie ihm gestern nach dem Zwischendeck gefolgt war, seiner Patientin mit himmlischem Lächeln die Hand gestreichelt, das schreiende Kind auf ihren Armen gewiegt. Einer Madonna gleich war sie ihm erschienen.

"Edelgard, o Edelgard, ich liebe Dich!"

Flüstern und nun der Laut eines Rufes weckten Reinhard Sandeck aus seinen Träumen. An ihm huschte mit heißem Gesicht die Tochter des ältesten Stewardess vorbei, grell lachend folgte ihr ein Herr. Zorn flammte in dem Doktor auf. Dieser Mann, der jetzt das einfache Mädchen betörte, streckte die Hand aus nach Edelgard! Peinlich hatte es ihn berührt, als er beim ersten Lurch auf dem Dampfer den Baron Edgar von Sassen erblickte, der wegen perfider Streiche vom Gymnasium relegiert, wegen Schulden aus der Armee entlassen, von seinem Vater verstoßen, vor sechs Jahren nach Amerika gegangen war und der nun nach dessen Tode wiederkehrte, um das Majorat zu übernehmen. Auch der Baron hatte ihn erkannt, doch bauend auf seine Verschwiegenheit ein Lebensmärchen von sich erzählt, das Edelgard gerührt.

Der hallende Gong mahnte Reinhard Sandeck an die Tischzeit. Der riesige Speisesaal des schwimmenden Hotels war mit Gästen aller Nationalitäten angefüllt. Der Doktor fand seinen Platz zwischen der schlanken Engländerin Miss Evelyn Leith, die ihn mit schmachenden Augen begrüßte, und dem nordischen Geigenvirtuosen Lars Nilsson.

Obwohl er mit ihnen plauderte, schaute er zu Edelgard Sandow hinüber; sie saß neben ihrem Vater, der als Austauschprofessor an der Harvarduniversität gewirkt. Sie errötete bei des Doktors Gruß, lauschte aber interessiert den Schilderungen, die Baron Sassen über sein heimisches Schloß am Rhein gab.

"Haben Sie auch ein Altersheim auf Ihren Besitzungen, ein Krankenhaus?" fragte sie.

"Ich will es bauen, wenn so schöne Lippen dafür sprechen," erwiderte er. "Gemeinsam mit meiner guten Mutter will ich für unsere Armen sorgen."

"War das nicht ein echter Herzenston?" fragte sich Dr. Sandeck. Und sprach nicht wahre Liebe zu Edelgard aus Sassens Worten? Liebe — trotz jener Szene vorhin? Nein, nein, Heuchelei war's, und er hatte die Pflicht, die Geliebte zu warnen!

Doch den Angeber konnte er nicht spielen. Wenn Edelgard den Baron liebte, so zog sie ihn vielleicht in ihre reine Höhe. Er aber — er blieb einsam!

"Sie sehen so düster aus, Herr Doktor; geht es Ihren Patienten im Zwischendeck schlechter?" fragte ihre warme Stimme.

"Nein, Sie dürfen um Ihre Schützlinge unbesorgt sein."

"Wie konnten Sie nur Arzt werden?" fragte der Geiger. "Immer nur Leiden zu sehen, an den Tod gemahnt zu werden — schrecklich! Wie glücklich bin ich, ein Künstler zu sein, in die Welt des Klanoes meine Seele zu ergießen, sie im Schönheitsglanze vor Anderen entstehen zu lassen."

"Ich bewundere Ihr Spiel, es trägt mich zu seligen Höhen," äußerte Edelgard, "aber glauben Sie nicht, daß es noch höhere Befriedigung gibt, einen Kranken dem Leben wieder zu geben, als Begeisterung zu erwecken?"

"Nur daß es den Ärzten selten gelingt, einen Schwerkranken zu retten!" sagte hämisch der Baron. "Die medizinische Kunst ist seit Aesculaps Zeiten nicht sehr vorgeschritten."

"Wir suchen neue Erkenntniswege und Heilmittel und sind auch nicht ganz so machtlos, wie Sie meinen, Herr Baron," erwiderte Reinhard ruhig.

Vor diesen Ohren vermochte er nicht von seinem Serum und dessen Erfolgen zu sprechen; der Baron aber pries nun den Wert seiner demnächstigen Tätigkeit.

"Wie gut ist's", rief Edelgard, "daß jeder von Ihnen den für ihn geeignetsten Lebensinhalt gefunden! Herr Ni-

kolson, bitte, lassen Sie die Harmonie, die in Ihnen allen lebt, nach Tisch ausklingen in Tönen!"

Der Virtuose verbeugte sich zustimmend; bald darauf wurde die Tafel aufgehoben, die Gäste strömten in die Gesellschaftsräume.

Dr. Sandeck begab sich noch einmal zu den Kranken ins Zwischendeck. Flüchtig fiel es ihm auf, daß dichter Nebel auf dem Meer lag und wie Gespenster mit flatternden Gewändern aufwärts zu schweben schen.

Als er den Musiksalon betrat, stimmte Lars Nickolsson seine Geige; der Baron saß auf einem Tabourett vor Edeldgard und sprach feurig auf sie ein. Forschend ruhten ihre Augen auf ihm.

Ein Gefühl, das dem Hasse verwandt war, stieg in Sandeck auf. Jener warb um die köstliche Blume, die er selbst so gern in seinen Garten verpflanzt hätte, und Edeldgard sagte wohl nicht nein. Sie reichte dem Baron die Hand, die er an seine Lippen zog. Dann lauschte sie selbstvergessen dem himmelstürmenden Spiele des Geigers.

Als er geendet, bat man sie, zu singen; willig trat sie zum Flügel. Boll und süß erklang ihre Stimme in dem innigen Jenseitschen Liede „John Andersen“. Reinhard ahnte, der Inhalt des Liedes entsprach ihrer Auffassung der Ehe.

O, selig der Mann mit dem sie wandern würde den Berg hinauf, hinab, stets Hand in Hand! Während des Gesanges erfolgte plötzlich ein Stoß, ein jäher Anprall von etwas Unbekanntem. Die Möbel neigten sich, die Lüfter erzitterten, Edeldgard schwankte. Reinhard eilte hinzu, doch schon umfing der Baron die schlankte Gestalt. Aber Edeldgard kam bereits zu sich und löste sich von ihm. Man hörte draußen Pfeifen, schrille Rufe, Hin- und Herlaufen. Was war geschehen? Die Antwort brachte der Kapitän; tief ernst verkündete er:

„Im Nebel sind wir auf ein anderes Schiff gestoßen; es hat uns angebohrt, Wasser dringt in den Schiffsraum. Die Lage ist ernst, ich bitte die Herrschaften, sich sofort an Deck zu begeben, die Rettungsboote werden bereits klar gemacht, Schwimmgürtel verteilt. Sie werden alle durch herbeigerufene Dampfer gerettet werden, aber Ruhe und Vorsicht ist erforderlich.“

Alle sahen sich an wie erstarrt; dann ertönte Stöhnen, Jammern, Fluchen; in besinnungsloser Hast stürzten die meisten herauf, mit ihnen Baron von Sassen. Edeldgard hatte er vergessen.

Still und blaß stand sie an ihres Vaters Arm.

„Kommen Sie“, sagte Sandeck. „Ich hole Ihre Mäntel und bringe Sie zu Boot. Mut! Noch ist nichts verloren.“

Seine Ruhe teilte sich Ihnen mit. Sorgsam geleitete er sie zum Boote; Scheinwerfer suchten die dichten Nebel zu durchbrechen, und unablässig, wie eine schauerliche Klage ertönte das Nebelhorn.

Dr. Sandeck eilte zum Zwischendeck; auf seinen Armen trug er die kranke Frau, dann das Kind und andere Leidende in das Boot. Und überall, wo er Verzweifelte traf, tröstete er, half, ohne an sich zu denken. Schon waren alle Boote mit Frauen, Kindern und älteren Männern gefüllt; für die jüngeren blieb wenig Platz.

Edeldgard winkte dem Doktor; schon war er bereit, einzusteigen, da stürzte Baron von Sassen herbei. Er war leichenblaß, seine Augen sprühten vor Zorn und Entsetzen. Mit den Paketen seiner Wertsachen hatte er sich aufgehaken, nun wies man ihn überall, auch hier zurück.

Mit Verachtung sah Reinhard ihn in seiner Angst und Feigheit.

„Doktor, lassen Sie mich ins Boot!“ bat der Baron. „Meine Mutter stirbt, wenn ich unterginge!“

Seine Mutter! — Sollte sie vergebens harren auf den einzigen Sohn?

Aber auf ihn warteten zahllose Leidende wie auf ihren Messias. Doch andere Ärzte konnten sein Mittel anwenden; das Ergebnis seiner Forschungen hatte er bereits nach Deutschland gesandt.

Noch ein Augenblick des Besinnens, dann machte er dem Baron Platz, half ihm selbst ins Boot. Es stieß in die See.

„Edeldgard, leb wohl, leb wohl für ewig!“

In dem dichten Nebel sah er nicht den herzzerreißenden Blick, den sie ihm zuwarf.

Einen Augenblick stand er regungslos. Sicher war er verloren, doch nicht vergebens hatte er gelebt. Was er geleistet, würde ihn überdauern.

„Herr, es ist die höchste Zeit, das Schiff beginnt zu sinken.“

Er befestigte den Rettungsgürtel und stürzte sich in das Meer.

* * *

Es war drei Wochen später. Weitgeöffnet standen die Fenster eines Zimmers der Privatklinik des berühmten Chirurgen Professor Dr. R. in Hamburg.

Im Bett lag ein Kranker mit geschlossenen Augen. Um seinen Kopf schlang sich ein Verband; geisterhaft bleich war darunter das schmale Gesicht. Aber in gleichmäßigem Rhythmus hob und senkte sich die Brust.

Wunderfame Frühlingsluft drang in den lichten Raum. Am Fenster stand eine junge Dame; zuweilen wandte sie den Kopf und ihr sorgenvoller Blick glitt zum Lager des stillen Schlafers, um sich dann wieder in den Zauber des lenzgrünen Gartens zu vertiefen.

So sah Edeldgard Sandow es nicht, daß der Kranke die Augen öffnete und daß in ihnen das Licht des Bewußtseins schimmerte.

Reinhard Sandeck blickte sich um. Wo war er. War dieser Raum seine Kabine? Doch nein, der stolze Dampfer ging ja unter.

Ihn schauderte. Er sah sich schwimmend, treiben, bald hoch auf den Wellen, bald von ihnen begraben und wieder emporgeschleudert.

Und nun geriet er an ein Boot. Säge Hoffnung blühte in ihm auf. Er klammerte sich an den Rand, da beugte sich ein Männergesicht höhnisch zu ihm nieder, erbarmungslose Hände lösten die seinen, stießen ihn fort, sein Kopf schlug an die Bootswand, da ward es Nacht um ihn.

Mit zitternden Fingern strich sich der Kranke über die Stirne. Hatte er das Fürchterliche nicht nur geträumt, konnte ein Mensch so niedrig handeln, der Mensch, dem er voll Mitleid seinen Platz abgetreten?

Aber nein, Wahrheit wars, der Verband um seine Stirne lehrte es ihn. Der Baron haßte ihn, weil er erkannte, daß auch er Edeldgard liebte.

Wie ein Licht flammte der Gedanke an die Geliebte in ihm auf, sehnüchelig murmelte er:

„Edeldgard!“

Wie ein hohes Wunder neigte sich da ihr schönes Antlitz über ihn.

„Sie hier? Wo sind wir?“ stammelte er.

„In einer Hamburger Klinik. Ich pflege Sie, mein Freund!“

Bewegt küßte er ihre Hand.

„Wie kam's, daß ich gerettet ward?“

„Ein Boot nahm Sie auf, brachte Sie zum nahen Dampfer, der sich auch uns gastlich erwies. Sie litten schwer unter Ihrer Kopfwunde, doch jetzt wird alles gut. Und nun müssen Sie schlafen und träumen.“

Tiefste Empörung schloß ihm die Lider, doch von nun an ging es aufwärts mit ihm. Bald durfte er im Lehnstuhl ruhen. Und eine Woche später schritt er an Edeldgards Arm im lichten Garten dahin.

Und da sagte sie: „Nach kurzer Zeit entläßt der Professor Sie als genesen, lieber Freund, doch heute schon reise ich mit meinem Vater heim.“

„Edeldgard, von ihm weiß ich, daß nur Ihr Flehen die Führer des andern Bootes bewog, mich, den anscheinend Toten mitzunehmen, und dann pflegten Sie mich aufopfernd. Nur Ihnen danke ich mein Leben und Ihnen gehört es. Edeldgard, ich habe Sie lieb! Werden Sie mein, wenn nicht jener andere Ihr Herz besitzt —!“

„O, schweigen Sie von ihm! Und doch — es muß klar werden zwischen uns. Der Baron warb um mich. Sein Wesen war mir sympathisch, an seiner Seite winkte mir ein reiches Arbeitsfeld. Aber der Funke der Zuneigung erlosch, als er sich feige erwies, als er Ihr Opfer annahm, und wandelte sich in Verachtung, als er dem Untergange preisgab den Mann, den ich — wie ich es in jenem Augenblick erkannte — mit ganzer Seele liebe.“

„Edeldgard! Wie selig machst Du mich! Nun will ich des Glenden schimpfliche Tat vergessen. Geliebte, vereint tragen wir fortan Lust und Leid, kämpfen gegen Krankheit und Tod, wandern wie John Andersen und sein Lieb —“

„Hand in Hand den Berg hinauf!“ vollendete sie und ihre Augen waren feucht von Tränen.

Die Sternlein

Und die Sonne macht den weiten Ritt
Um die Welt.
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne schalt sie; ihr bleibt zu Haus
Denn ich brech euch die goldenen Auglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.
Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht.
Und sie sprachen: Du, der auf Wolken thronst
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir! Dein milder Schein,
Er verbrennt uns nimmer die Auglein.
Und er nahm sie, Gefellen der Nacht.
Nun willkommen, Sternlein und lieben Mond
In der Nacht!
Ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht!
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.
Ernst Moritz Arndt.

Tiere als Hausbesitzer und Mieter

Schnecken und manche Krebse sind gleichsam Hausbesitzer von Natur, denn die Wohnung, die sie sich nicht aus fremdem Material, sondern durch ihre eigenen Ausscheidungen bauen, ist eine Art eines ihnen ureigenen Organs. Darum stehen sie als Hausbesitzer auf der untersten Stufe einer interessanten Entwicklungsreihe, die Wilhelm Bölsche im neuesten Heft „Ueber Land und Meer“ aufstellt. Der Rankenfüßlerkreb, der sein Kalkhäuslein, die sogenannten „Seepocken“, mit Vorliebe an die dicke Haut eines Walfisches ansetzt, hat sich für seinen Hausbau wenigstens schon einen trennenden Baugrund ausgesucht. Andere Krebse entwickeln überhaupt keinen schadenhaften Nukleus, sondern ziehen sich Bestandteile fremden Lebens hausartig über den Leib. So schleppen die Wollkrabben einen orangefarbenen Schwamm auf dem Rücken mit sich herum, der ihnen als bergendes und behütendes Dach dient. Der Bernhardiner- oder Einsiedlerkreb läuft mit einer Schale Hudepad, die nicht er, sondern eine Schnecke gebildet hat. Das Schneckenhaus hat der Krebs dann erst okkupiert und bewohnt so bereits ein fremdstoffliches Haus. Und der Einsiedlerkreb hat sogar einen Mieter, auf seiner Schale hausen Seerosen, die durch ihn sozusagen Beine erhalten und ihn dafür mit ihren gefürchteten Brennesselapparaten gegen die bösen Polypen verteidigen. Wie hier die Seerose als willkommener und gutzahlender Obermieter beim Hausbesitzer Krebs wohnt, so hat eine mittelamerikanische Altagie kleine Ameisen bei sich aufgenommen, die für sie wieder von größtem Nutzen sind. Die *Accazia spaeocephala* entwickelt eigentümlich harte Dornen, in deren Höhlungen kleine bissige Ameisen leben. Sie verteidigen die Pflanze äußerst wirksam gegen andere Ameisen, die sie durch Abbeißen der Blätter bedrohen und die Altagie gibt den Tieren dafür nicht nur Logis, sondern auch Kost; sie produziert eine besondere, den Ameisen als Nahrung wie Genußstoff erwünschte und altgewohnte

Speise. Die Ameisen, die den Bau fertig beziehen, brechen sich gelegentlich selber Türen zu ihrem reservierten Zimmerchen durch; sie sind als eine Art Zimmermeister tätig, wie andere Tiere — man denke nur an die Höhlen der Hamster und die für die Größe ihrer Erbauer riesigen „Bohnberge“ der Termiten — als geübte Baumeister tätig sind.

Die von den primitiven Menschen geübte Pfahlbautechnik hat lange vor ihnen das Volk der Biber durchgeführt, und ebenso benutzten unsere Schilfrohrfänger das natürliche Pfahlwerk der Schilfstengel, zwischen denen sie künstlich ihre Nester einbauen. Streng genommen handelt es sich hier aber um gar keinen Hausbau, sondern um einen Möbelbau, denn das Nest, das der Schilfrohrfänger baut, dient ihm nicht als Wohnung, sondern als Kinderwiege. Eine besonders interessante Wiege, die sogenannten Topfwiege, baut der Flamingo, indem er auf flachen, der Ueberschwemmung ausgelegten Inseln den weichen Schlamm zu richtigen, oben gehöhlten Töpfen formt, die dann an der Luft rasch erhärten und bequeme Eierbecher und Brutplätze bieten. Kinderwiegen baut auch der australische Laubenvogel, aber daneben errichtet er auch noch seine berühmten „Hochzeitslauben“. „Aus Reisig und Gras halmen bauen die Liebenden sich eine Art kunstvollen Zeltes, in dem sie sich haften und einen. Mit blauen Federn und roten Beeren werden die Wände geschmückt, mit netten weißen Fußstiefeln wird der Boden gepflastert, allerlei lustiger glänzender Tand vor den Eingängen gehäuft. Keine wunderbarerere Blüte tierischer Baukunst ist bekannt, als die Liebestempelchen, mit denen die Baukunst schon auf einem geheimnisvollen Wege der wirklichen Kunst zu nähern scheint zum Nutzen die Zier stellt und in den Dienst des Spiels tritt, das hinter der verrammelten Schutz- und Trutzburg des Daseinskampfes das bunte Gärtchen pflanzt mit seinen Rosen- und Sonnenblumen.“

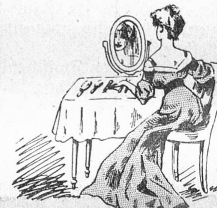
Nützliche Winke

Die Bedeutung der Früchte für die Ernährung. Die meisten Früchte stellen nach ihrer chemischen Zusammensetzung im wesentlichen eine Lösung von Zucker und gewissen organischen Säuren dar. Die Zitronensäure, Apfelsäure und Weinsäure wird im Organismus in Kohlensäure verwandelt. Die Erdbeere ist in dieser Richtung am wirksamsten. Die harn treibende Wirkung der Früchte wird zum Teil verursacht durch ihren Sodagehalt. Einige Früchte haben eine zum Teil durch ihren Zellstoffgehalt, zum Teil durch die Säure veranlaßte, abführende Wirkung. Früchte sind aber eine so teure Nahrungsquelle, daß man sie zweckmäßig mit den billigeren Hülsenfrüchten vereinigen sollte. Dr. Labbé weist darauf hin, daß ungekochte Früchte unter Umständen zu Krankheiten führen können. Blutorange sollen angeblich zuweilen künstlich durch die Einspritzung von gefärbter Flüssigkeit zubereitet werden, und eine abgebrochene Nadel wurde als Beweis für diese Praktiken in einer Apfelsine gefunden. Kochen erhöht die Verdaulichkeit. Im allgemeinen ist in der Bevölkerung der zunehmende Genuß von Früchten zu fördern. Früchte sind auch durch ihre Eigenschaft die Speichelabsonderung anzuregen, ein Vorbeugungsmittel gegen Zahnkrankheiten. Die Uebertreibungen jedoch, die darauf hinausgehen, eine einseitige Fruchternährung zu empfehlen, sind wenigstens für unser Klima nicht zu unterlassen.

Wenn der Stoff der Sommerkleider nicht von sehr empfindlicher Farbe ist, so gestattet die lebhafte einfache Nachart, sie selbst zu waschen. Am besten verwendet man zur Wäsche Gallseife und lauwarmes Wasser oder auch Weizenkräut. Der Kräut wird dazu in heißes, jedoch noch nicht kochendes Wasser geschüttet und etwa fünf Minuten lang darin gerührt; dann läßt man das Wasser etwas abkühlen und benutzt es nun zur Wäsche. Man nimmt so viel Kräut wie der achte Teil des Kleidergewichts beträgt. Nach dem Waschen, wobei man aber nicht reiben und nicht wringen, sondern nur drücken darf, muß sehr gut gespült werden. Zur Auffrischung der Farben können folgende Mittel angewandt werden: Essig zum Wäschwasser gegeben, erhält blaurote und grüne Farben, während er dem Spülwasser zugefetzt, veränderte hochrote Farben wieder herstellt. Soda erhält Purpurrot und Weißblau, reine Pottasche bessert schwarz auf; sind rote Farben verblaßt, so kann man dem Spülwasser etwas Weinsäure zusetzen. — Im allgemeinen sollte man beim Waschen farbiger Stoffe stets ein Auffrischungsmittel verwenden, da die Farben selten ganz echt sind. Auch Salz ist sehr gut; es wird nach dem Spülen in folgender Weise benutzt: 5 Eßlöffel Kochsalz werden in 10 Liter Wasser aufgelöst und die Stoffe hineingetaucht, dadurch bleiben die Farben frisch und laufen nicht so leicht ineinander. Nach der Wäsche dürfen also Wollstücken, wie schon oben erwähnt, nie ausserungen werden, da die entstehenden Falten sich nicht wieder entfernen lassen. Sie müssen auch schnell trocknen, doch nie in der Sonne. Es ist am besten, sie zwischen trockenen Leintüchern zu entfalten, dann im Schatten gut ausgebreitet aufzuhängen und so lange sie noch feucht sind, zu bügeln.

Ferromanganin.

Kräftigungsmittel bei Bleichsucht.
Kräftigungsmittel in der Menstruationsbeschwerden.
Kräftigungsmittel bei Schwächezuständen.
Kräftigungsmittel bei Nervenleiden.
Kräftigungsmittel bei Gichtlicher Krankheit.
Kräftigungsmittel bei Chlorose.
Kräftigungsmittel bei Magen- und Darmleiden.
Ferromanganin ist sehr nahrungsmittel, appetit-
anregend und blutbildend.
Preis Fr. 3.50, in Apotheken erhältlich 97



Das Ideal der Damen ist eine schöne Hautfarbe und einen matten und aristokratischen Teint, das Zeichen der wahren Schönheit zu haben. Keine Runzeln, keine Rötchen, keine roten Hautflecke. Die Resultate, die durch den kombinierten Gebrauch der *Crème Simon*, des *Boudre* und der *Savon Simon* (Simon Seife) erzielt werden, sind eine gesunde und reine Oberhaut. Man verlange die echte Marke.

GALA PETER
Die erste
Milch-Chocolade